

# Eine Reise in die heiße Zone von Tschernobyl

Wir sind 33 Personen aller möglichen Nationalitäten - alles Teilnehmer des EUROCON 2006, eines internationalen Kongresses von Science Fiction-Autoren, Verlegern und Agenten, die am frühen Morgen des 17. April 2006 vor dem Sport-Hotel in Kiew in den Sonderbus nach Tschernobyl klettern. Namentlich werden wir nach dem Reisepass gefragt und angehalten, von nun an auf unseren jeweiligen Sitznachbarn zu achten. Der Bus stammt noch aus Zeiten des kalten Krieges, ebenso wie die schmutzigen roten Rüschenvorhänge darin.

Der Fahrer kurvt quer durch das riesige Kiew mit seinen bis zu 40 Stockwerken hohen Neubauten. Während der Fahrt gibt es russische und englische Erklärungen, aber weder reichen unsere russischen Sprachkenntnisse aus, noch können durch den Lärm des Motors überhaupt etwas hören. Bereits wenige Kilometer nördlich von Kiew beginnt die erste der Schutzzonen – eine Landschaft wie in Brandenburg. Einige von uns haben Geigerzähler mit. Sie können keine nennenswerte Radioaktivität mehr messen.

Nach ein paar Kilometern Fahrt durch Kiefernwald kommen wir zur nächsten Zone. Passkontrolle: Soldaten, Stoppschilder, Schranken und unerklärliche Wartezeiten erinnern an vergessen gehoffte Zeiten. Aber die Dienst habenden Passkontrolleure sind freundlich. Wir dürfen sogar aussteigen und Fotos machen. Ein Fernsehteam aus Japan ist zu uns in den Bus gestiegen und fährt mit. Unser Fahrer putzt zu Ehren des Kameramanns sogar die Frontscheibe, damit der besser filmen kann. Wir fahren durch die Pripyat-Sümpfe und sehen eine Horde Pripyat-Pferdchen. Das sind Urpferde, die wild nur noch hier leben.

Der Bus hält erneut, damit wir fotografieren können. Zum ersten Mal wird aber darauf verwiesen, dass wir auf der Straße bleiben und



Wald und Wiese wegen radioaktiver Belastung des Bodens meiden sollen.

Es geht weiter. Die heiße Zone von Tschernobyl beginnt. Wir sehen Fernwärmeleitungen sich wie Schlangen die Straße entlang zu verlassenen Wohnblocks hin winden. Einige wenige Menschen sind zu sehen. Wenn sie sich hier offiziell aufhalten, arbeiten sie maximal für jeweils zwei Wochen hier. Die Inoffiziellen werden stillschweigend geduldet. Meist sind es ältere Menschen, die sich nicht aus ihrer wunderschönen Heimat in ein hässliches Wohnsilo am Rande Kiews umsiedeln lassen wollten. Oder sie sind zurückgekommen, weil die unheimliche Gefahr nicht zu sehen und darum auch nicht zu glauben ist. Die Vögel leben auch hier, und die Vögel sind klüger als wir Menschen, sagen sie. Selbst Wölfe, Elche und andere hier einst ausgestorbene Tiere haben sich angesiedelt.

Wir halten vor einem kleinen gelben Haus, wo wir durch eine kleine Fotoausstellung geführt werden. Unser Reiseführer Juri Tatachok erklärt noch einmal zweisprachig das Ausmaß des Un-

glücks und die Verbreitung der radioaktiven Wolke anhand von Strahlungskarten an den Wänden.

Wieder draußen beim Bus

bekommen wir weiße und blaue Strahlenschutz-Anzüge. Sie würden im Ernstfall noch nicht mal vor Regen schützen. Wie Michelinmännchen verkleidet steigen wir wieder in den Bus, der uns nach Pripyat fährt. Allein dort sollen 47.000 Menschen innerhalb von 36 Stunden nach dem GAU evakuiert worden sein, insgesamt 116.000 Menschen. Die Stadt ist in den 70er Jahren eigens für Techniker und Wissenschaftler des Kraftwerks und deren Familien gebaut worden. Dort gab es damals jeden in Sowjetzeiten erdenklichen Luxus, und die Arbeit im Kraftwerk wurde sehr gut bezahlt.

Wie ein gruseliges Mahnmal ragt das rostige Riesenrad in den Himmel. Seine Eingeweide sind längst herausgerissen und zu Geld gemacht worden. Beim Autoscooter wenige Meter weiter knattern hysterisch die Geigerzähler - ein so genannter Hot Spot. Hier ist bei der Explosion des Reaktors radioaktives Material niedergegangen. Die Wagen liegen wie tote Käfer auf dem Rücken.

Wer damals die verstrahlten Motoren ausschaltete und verscherbelte, hat das längst mit dem Leben bezahlt. Vom

Kulturzentrum der Stadt künden nur noch gespenstische Schriftzüge auf Gebäudeskeletten. Vor dem Krankenhaus steht ein verrosteter gynäkologischer Stuhl.

Wir haben genug gesehen. Die Luft piekt wie mit winzigen Nadeln. Der Bus fährt uns jetzt direkt zum Unglücksreaktor. Kaum hundert Meter davor hält er und entlässt uns in ein Haus, in dem uns ein Schnittmodell des maroden Reaktors erklärt wird. Um weiteres Unheil zu vermeiden, soll eine riesige Käseglocke um den Reaktor herum gebaut werden. Aus dem Fenster sieht man auf das Original.

Von hier aus ist fotografieren strengstens verboten. Natürlich tun wir es trotzdem. Auch das Team eines Ukrainischen Fernsehsenders hält einmal wie zufällig die Kamera drauf – und interviewt dann meinen Begleiter, den Spandauer Science Fiction-Autor Thomas R.P. Mielke, dessen bereits 1984 erscheinender Roman „Grand Orientale 3301“ das Leben nach einem GAU zum Thema hatte.

Eine letzte Runde noch um das Kraftwerksgelände, dann geht es dorthin zurück, wo wir die Schutzanzüge angelegt haben. Wieder ausziehen, Hände gründlich waschen und zur Sicherheit noch einmal Radioaktivität messen - jetzt bekommen wir noch in der Baracke der Wissenschaftler ein ausführliches Mahl mit Butterbrot, Borscht, Gulasch und Kuchen.

Über Tote, Missbildungen bei Neugeborenen, Schilddrüsenkrebs bei vielen tausend Menschen in der Ukraine und Weißrussland wurde auch gesprochen. Ebenso kurz und sachlich wie über die Zeit, die vergehen muss, bis die Verstrahlung zu Ende ist: 26.000 Jahre, manche sagen auch 40.000.

*Ann Jabusch*